Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 188. — Je mehr ich driwwer nachdenke, desto mehr kann ich sehn, was for en große Fuhl ich aus mich gemacht hen, bikahs ich sin von heim fort. Die Kids wolle all wisse, was denn ennihau die Mätter mit mich gewese wär un die Wedesweilersch die mache auch alle mögliche Riemarks. Ich hen doch Niemand sage wolle, was die Mätter war un do sag ich dann als e Ruhl blos: das is nit Ihne Ihr Bißnesz un bekimmern Se sich emol drei Wochelang um sich selbst, dann hen Se plentie zu buhn un wann Se dann dorch sin mit Ihne, dann könne Se ja widder emol bei mich nachfrage. Das is off Kohrs nit so arig polleit awwer was geb ich drum? Was den Philipp, wo mein Hosband is, anbetreffe duht, so muß ich sage, daß ich gar kein Kahs hen zu kicke. Er is arig neis zu mich un duht mit keinem Wort menschene, daß ebbes zwische uns vorgefalle is. Ich weiß nit, ob ich das gleiche odder nit. Ennihau wär mich's liewer, wann er als emol ebbes von falle losse deht. Wisse Se, ich weiß gut genug, wann en Mensch so ebbes einfresse duht, dann is das nit gut; awwer mehbie er hot die ganze Geschicht vergesse. E paar Dag zurück hot er gesagt, er müßt emol an Bißneß for den Bohrd off Ettjukehschen e paar Dag aus die Zittie fort un do hen ich gleich widder an das junge Mehdche denke müsse. Bei Galle, hen ich gedenkt, soll der Philipp am End mit die —. Wei das wär ja fiers! Ich sin mitaus e Wort zu sage, zu die Wedesweilern gelaufe un hen gefragt, was denn ennihau mit den junge Mehdche geworde wär, wo selle mohls bei uns zu Dinner gewese wär. Do hot die Wedesweilern gesagt: Wei, ich weiß gar nit eckfäctlie wo se is. Se is den Dag nach deine Party von hier fort, awwer ich denke, sie duht eckspeckte, heut odder morge widder hier her zu komme. Sie will dann e paar Dag mit uns steyn un dann duht se intende, en Tripp nach die alte Kontrie zu mache, wo se sich verheirathe will un dann widder mit ihren Mann nach die Juneitet Stehts komme duht." In mei Inseit hen ich den Phil en Kiß gewwe, bikahs ich hen ihn schon widder unrecht gedahn. Awwer ich hen jetzt mein Meind uffgemacht, ihn en Pruhf zu gewwe, dafor, daß ich ihn in alle Stücker troste duhn. Ich sin heim gange un hen grad den Philipp angetroffe, wie er sich rettig gemacht hot, for zu den Wedesweiler zu gehn. Philipp, hen ich gesagt, ich will dich e großes Fehwer frage. Du host gesagt, daß du for e paar Däg aus die Zittie fort willst un ich dehtgern gleiche, wann du dein Tripp bis die nächste Woch pohstpohne dehtst. Selles liewe Mehdche, wo Wedesweilersch zu uns gebracht hen, die duht nämlich widder for e paar Däg hierher komme. Ich deht se gern widder inweite un do hätt ich dich gern dabei." Nosser, hot der Philipp gesagt, noch nit un wann du mich hunnert Dausend Dahler gewwe duhst. Denkst du ich will noch emol in Trubel komme? Ich hen noch genug von den erschte mol." Zwische Ihne un mich hen ich den Philipp nit so arig blehme könne, daß er den Weg gefühlt hot. Ich hen gesagt: „Nau Phil, luckehier, ich weiß gut genug, daß ich en Fuhl aus mich gemacht hen, awwer das meint nit, daß ich immer en Fuhl sein muß. Es is meine Intenschen, den Mehdche e gute Zeit zu gewwe un ich will daß du bei uns bist un dann kannst du ja ausfinne, ob ich jetzt schmarter geworde sin." Well, der Philipp is so stobbern gewese wie so en alter Mjuhl un ich hen sage könne, was ich gewollt hen, er hot gesagt, erwollt nit; seit die letzte Katastrofe do deht er schon die Schills kriege wann er nor e weibliches Wese sehn deht un wann er an en Millinerstohr vorbeipähse deht, un deht die viele Lehdieshüt sehn, dann deht er solang trempele bis er aus die Schußweite wär. Wann er's noch emol zu duhn hätt, dann deht er sich auch in sei ganzes Lewe nit verheirathe. Den Taht hen ich off Kohrs nit gegliche, awwer ich sin selbst for zu blehme gewese. Schließlich hen ich gesagt, er sollt sich den Kehs noch emol iwwerdenke. Er is dann zu den Wedesweiler un ich hen mein Meind ufgemacht, daß ich nit ehnder ins Bett gehn wollt, bis er heim komme deht. Ich hen mich in mein Rackelstuhl gehockt un wie ich for e lange Zeit gewart gehabt hen, do sin ich eingeschlofe un sin erscht widder uffgeweckt, wie mich die Sonn in den Hals geschone hot. O dier, o dier, was hen ich awwer do so teiert gefühlt! Alle Bohns hen mich weh gedahn un am allerliebste hätt ich gegliche deireckt in mei Klapp zu gehn for e diesente Rest zu nemme. Do is mich uff eemol der Philipp eingefalle. Ich sin nach sei Ruhm gange un do hot er geleg un hot geschlofe wie en Bär. Ich hen so lang gehallert bis er wach geworde is un do hot er mich gefrogt for warum ich ihn mitte in die Nacht wecke deht; dabei is es schon siwwe Uhr Morgens gewese. Wie ich ihn endlich soweit zu sich gebracht hen, daß er diesent hot spreche könne, do hen ich gesagt: Du bist mich awwer en schöner. Ich hen die ganze Nacht mei Bett nit gesehn un hen for dich gewart un du legst dich ganz gemüthlich in dei Bett un läßtmich ganz ruhig uff den harte Stuhl hocke. Do hot er geschmeilt un hot gesagt: Lizzie, hot er gesagt, ich hen dich reffjuhst mein Tripp bis die nächste Woch zu verschiewe, awwer jetzt sag ich, ich duhn dich das Fehwer. Das liewe Mehdche is letzte Nacht hierher komme un duht widder bei Wedesweilersch stappe un do hen mer all mit enanner die ganze Nacht beisamme gehockt un hen e große Zeit gehabt. Do hen ich dann auch verzählt, daß du se all inweite dehtst un do hen ich auch prammisse gemüßt, daß ich dabei wär. Ich hen's awwer nur gedahn, weil du so enkschius bist, mich hier zu halte. Sin ich nit en feiner Mann?" Well, Mister Edithor, was sage Se da derzu? Also mich hot er's nit prammisse könne, awwer die Schanttnohs hot er's geprammißt. Ei tell juh, ich hen so e Fiehling als wann ich mit meine Suspischen doch nit so ganz aus den Weg gewese wär.

Mit beste Riegards
Yours
Lizzie Hanfstengel.

Berühmte Küsse.

Gewöhnlich ist ein Kuß ein verschwiegenes Pfand, das wahre Liebe im Verborgenen tauscht, aber es giebt auch Küsse, die als ein öffentlich gezolltes Zeichen der Huld gerade vor der ganzen Welt dargereicht werden, um einen bestimmten Willen duetlich zu dokumentiren. Ein solch berühmter Kuß war es, den Königin Elisabeth von England am 22. November 1581 in der Galerie des Greenwich Palastes dem Herzog von Alencon gab, einem der Bewerber um ihre Hand. In Gegenwart des Lords von Walsingham und Leicester neigte sie sich vor ihm, küßte ihn auf die stolz geschweiften Lippen und steckte ihm zum nicht geringen Aerger der beiden anderen ihren Ring an den Finger, indem sie ihn so den Höflingen als ihren zukünftigen Herrn vorstellte.

Ganz anderer Art war der Kuß einer andern englischen Königin, aber von nicht geringerer Bedeutung und Wichtigkeit. Es war nach dem Ende des Krimkrieges, als die Königin Viktoria einen Besuch in Paris machte. Bei der Begegnung mit ihrem Verbündeten, Napoleon III., drückte sie ih mihre Achtung und Freundschaft dadurch aus, daß sie, jede zeremonielle Form vergessend, den Kaiser küßte. Dieses deutliche Zeichen ihres warmen Gefühls rief lauten Jubel hervor.

Ein Kuß kann bisweilen auch aus anderen politischenGründen verschenkt werden. Die schöne Herzogin Georgiana vonD evonshire war eine begeisterte Anhängerin des kühnen Staatsmannes Fox und versuchte im Jahre 1784 mit allen Mitteln, seine Wahl ins Parlament durchzusetzen. Gar viele Stimmgeber hatte sie bereits durch ihre süße Ueberredungskunst und ihre glänzende nAugen dazugebracht, aber ein Schlächter, der bei der Wahl eine wichtige Stimme hatte, zeigte sich stumm gegen ihre Bitten und ließ sich zu nichts überreden. Da griff die Herzogin resolut zu einem letzten Mittel: sie bot dem Mann für seine Stimme einen Kuß an, und solch köstlichem Geschenk konnte er nicht widerstehen.

Von dem französischen Poeten Allain Chartier wird eine romantische Legende berichtet: Eines Tages setzte er sich auf einem öfentlichen Platze nieder, und da er müde war und erschöpft von der Hitze, fiel er in einen tiefen Schlummer. Da er so schlief, ging zufällig Margerete von Schottland, des damaligen Dauphins, des späteren Ludwig des Elften Weib, mit ihren Dienerinnen vorüber. Sie blieb stehen, da sie den schlafenden jungen Mann erblickte und erkannte in ihm den Dichter, dessen Verse ihr Herz entzückten und in ihren Träumen zu Bildern wurden. Da ward sie überwältigt von der reinen Schönheit des Schlafenden, sie trat aus der Schaar ihrer rFauen heraus, ging mit kleinen Schritten zu ihm hin und drückte einen Kuß auf seine Lippen.

Ein Kuß kann auch der Vorklang mancher tragischer Verwicklung sein, wie jener, den im Jahre 1716 Prinz Ferdinand von Bayern einer schönen Prinzessin gab, als er bei einem benachbarten Hofe zu Besuch weilte. Dieser allzu temperamentvolle Gruß erregte unter den Begleitern der Fürstin großes Aergerniß, und man machte dem stürmischen Prinzen Vorwürfe. Zwischen den Begleitern des Prinzen und den Hofleuten kam es zu Streitigkeiten, schließlich zu Schlägen; die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Staaten wurden abgebrochen und es entstand ein Krieg, der sechs Wochen lang währte und viel über tausend Menschenleben kostete.

Wo kein Kläger, da laß Dich fröhlich nieder.

* * *

Mitunter ist es gerade das süßeste Mädel, das einem Jüngling das Leben sauer macht.

Das Wasser rauscht.

Humoreske von J. Eichenberg.

In einer Laube des Hotels „Gießbach" am lieblichen Brienzersee saßen beim duftenden Morgenkaffee der Oberlehrer Dr. phil. Steinebach mit seiner jungen Frau Helene. Sie befanden sich auf ihrer Hochzeitsreise.

Nach beendetem Frühstück wandelten die beiden, selig wie nur wirkliche Hochzeitsreisende, an den Kaskaden des stürzenden und stäubenden herrlichen Wildwassers hinauf. Sie ließen sich schließlich, um noch einmal den Gesammteindruck auf sich wirken zu lassen, auf einer Ruhebank nieder, die eine vorzügliche Aussicht auf den Fall gestattete.

Sie schmiegte sich eng an ihn. „O, Arthur, wie herrlich! Das Wasser, das mächtige — ach nein — das abscheuliche Wasser!"

„Waaas! Abscheulich?"

„Ja, Männchen, ich hatte einen schrecklichen Traum heute Nacht. Ich war zu Hause. Es war in tiefer Nacht, als ich durch ein Brausen und Plätschern aus dem Schlaf geweckt wurde."

„Der nahe Gießbach wohl", bestätigte der Gemahl überlegen.

„Nein, nein — unsere Wohnung schwamm in Wasser. Es stieg höher, immer höher. Die Mauern wankten, neigten sich — ein Krach—"

„Und du warst wach, nicht wahr?" lächelte er.

Doch sie hatte schaudernd ihre Augen verhüllt. „Arthur", sagte sie mit hohler Stimme, „es ist ganz gewiß etwas zu Hause vorgefallen!"

„Kleine abergläubische Trude!" drohte er.

Doch jäh richtete sie sich plötzlich empor, ihre Augen sahen wie in unendliche Fernen, ein Schrei — und sie sank ohnmächtig zurück.

Der Oberlehrer beschäftigte sich eifrig um sie, aber erst einige Spritzer des ominösen Wassers gaben sie dem Leben und damit erneutem Entsetzen zurück.

„Arthur! Arthur — das Wasser!" schluchzte sie krampfhaft. „Es ist mir eingefallen — unser Wasserhahn steht auf!"

„Unser Wasserhahn?" wiederholte er verständnißlos.

„Ja, unser Wasserhahn zu Hause!"

„Unglückliche — du hättest —"

„Ja, ach ja — ich habe!" Und von neuem brach sie in lautes Weinen aus. „Ich wollte noch ein Glas Wasser trinken — es war so warm — ich ließ erst ablaufen und vergaß es nachher ganz. Du drängtest so zur Bahn ... O, o —"

„Na", begütigte er, „einen Wassermesser haben wir ja Gott sei Dank auch, es geht also wenigstens nichts verloren — für die Stadtkasse. Acht Tage sind wir unterwegs, nehmen wir einen täglichen Ablauf von etwa fünfhundert Kubikmetern an — das Kubikmeter zu zwanzig Pfennig —"

Der Herr Oberlehrer zog plötzlich Notizbuch und Bleifeder aus der Tasche und begann sich in mathematische Kalkulationen zu verwickeln.

„Wenn ich nur wüßte, Helene, wie stark du den Hahn aufgedreht hast."

„Ich fürchte sehr — du hattest solche Eile — o — ach!" ächzte sie herzbrechend. „Aber das ist ja noch nicht das Schlimmste!"

„Noch nicht?"

„Das Sieb am Wasserstein ist immer so verstopft, das Wasser tritt über, die Decken verweichen — und wir haben alles zu zahlen. — Ach, mein Gott, das Unglück!"

Der Gatte, obgleich selbst niedergedrückt ob solcher Aussichten, mußte wieder trösten. „Sieh mal, die Hausleute werden's schließlich doch merken, wenn das Wasser —"

„Aus den Fenstern heraustritt", ergänzte sie schauernd.

„So schlimm wird's wohl nicht gleich werden", lächelte der geprüfte Gemahl mit einer Art Galgenhumor. „Die unter uns werden's schon spüren."

„Wenn ihnen die Decke auf den Kopf kommt!"

„Dann merken sie's ganz sicher."

„Abscheulicher, du scherzest noch!"

„Was ist denn zu machen —?"

„Heimreisen müssen wir unverzüglich."

„Jetzt, da wir kaum richtig angefangen haben? Und unser schönes Rundreiseheft? Nein, Schatz, bis wir heimkommen, ist's doch zu spät, und das Haus längst eingefallen. Fahren wir also ruhig in unserer Reise fort und lassen wir uns durch nichts das Vergnügen stören."

„Nein, das bringe ich nicht fertig. Mit dem Vergnügen ist's ohnehin vorbei. Du mußt wenigstens sofort jemand beauftragen, in der Wohnung nachzusehen."

„Wen denn? Wir sind doch erst einige Monate in Berlin und kennen keine Seele. — Doch halt! vielleicht der Daffke! Das ließe sich machen. Ich schicke dem Hausmeister den Schlüssel."

„Ja, aber sofort und durch Eilboten", drängte sie.

„Na, ich habe ihn doch immer in der Rocktasche —" Hastig klopfte er alle Taschen noch einmal ab — vergebens. „Er ist sicher im Hotel bei den Sachen. Da will ich doch sofort —"

Und fort eilte er.

Nach einiger Zeit kam er aber kopfschüttelnd wieder. „Verloren — oder verlegt! Er ist nirgends zu finden."

„Auch das noch! Dann mußt du telegraphiren. Man soll sofort aufbrechen lassen. O, ich sterbe noch vor Angst in dieser Ungewißheit!"

Der Oberlehrer telegraphirte also an den Hausmeister, dringend mit bezahlter Antwort.

Die kleine Frau athmete jetzt etwas auf.

Doch das Fieber kam wieder. Frau Helene aß und trank und schlief nicht mehr. Bei der harmlosesten Unterhaltung sah man sie plötzlich zusammenfahren, die Farbe wechseln und davonlaufen. Die Aufregung schien sie zu verzehren.

Doch genug!

Der arme Gatte war auch nicht auf Rosen gebettet. Er mußte immerfort trösten. Wenn er nur manchmal gewußt hätte, wie.

„Daffke würde doch längst geschrieben haben —"

„Wenn du ihm nur richtig telegraphirt hättest!" unterbrach sie vorwurfsvoll.

„Für Herrn Doktor Steinebach — fünfzig Centimes Strafporto!" rief gerade der Postbote.

Der Oberlehrer zahlte und wog prüfend den Brief in der Hand. „Schwer", murmelte er.

„Poststempel Berlin", rief Helene erschüttert.

Des Doktors Hände zitterten etwas beim Oeffnen. Etwas Schweres fiel aus dem Umschlag: ein Schlüssel.

Aus den schwerfälligen Zügen wurde herausbuchstabirt:

„Hochverehrteste Herrschaften!

Beehre Ihnen anbei mit einer brieflichen Antwort auf ihr Telegramm, indem ich mit den Telegraffieren nicht mehr so recht fort kann, ist es mir sozusagen geläufiger mit Feder und Tinte als sone langstielige Quasselei. Indem wir den Wasserkran nicht zudrehen brauchten, als indem derselbe überhaupt nicht offen war. Also beunruhigense Iknen man ja nicht, es is allens in scheenste Ordnung —"

Der Doktor ließ das Blatt sinken und platzte heraus: „Hahaha — das hast du wieder einmal famos gemacht! Zum Todtschießen! Hahaha — — Aber was soll's doch mit dem Schlüssel?"

„So lies doch erst fertig", sagte sie in schmollendem Tone.

Er las weiter: „Was den Schlissel betrifft, so habe ich denselben, indem derselbe in die Korrithorthür gestochen hat zum Aufmachen benutzt, wo denn kein Schlosser nöthig war, welchen ich hiermit beilege.

Hochachtungsvollst
Gottlieb Daffke."

Nun triumphirte die junge Frau. „Arthur, das mit dem Schlüssel — das warst du! Aber denke doch nur wie leicht hätten da Diebe einbrechen können!"

„Nun ja doch — jetzt fällt mir's wieder ein. Ich wollte noch mal nach den Fenstern sehen. Da muß ich ihn haben stecken lassen", gab er kleinlaut bei. Seine ehemännliche Autorität und Unfehlbarkeit war etwas ins Wanken gerathen.

Da kam ihm ein rettender Gedanke.

Er schlug sich plötzlich vor die Stirn. „Sapperlot! Da hab' ich wohl auch im Vorbeigehen den Wasserhahn geschlossen, den du aufgedreht hattest."

„Schwindler, du! Damit kommst du mir nicht durch. Dein Leichtsinn hätte die schlimmsten Folgen haben können."

„Und deine dumme Wassergeschichte hat uns einen kostbaren Reisetag geraubt."

„Was willst du denn nur? Ich habe ja eigentlich gar nichts gemacht!"

Jetzt mußten sie beide doch herzlich lachen.

„Der einzige Schuldige ist schließlich der infame Bach da drüben mit seinem ewigen Geplätscher!" rief sie spitzbübisch.

„Und deine furchtbare Einbildungskraft, Helene!" ergänzte er. „Nun, setzen wir getröstet unsere Reise fort."

Sie sahen noch manchen Wasserfall auf ihrer weiteren Fahrt durch die schöne Schweiz. Merkwürdigerweise sahen sie sich dann jedesmal an und — lachten.

Der Casseler Allgemeinen Zeitung (Nr. 312) wird aus Fritzlar gemeldet: „Heute Nachmittag traf von Gudensberg kommend der Herr Regierungspräsident Graf von Bernstorff in unserer Stadt ein ... Die Bewohner der Stadt Fritzlar hatten Flaggenschmuck angelegt." Die Bewohner haben sich in diesem Schmuck gewiß sehr gut gemacht.

* * *

Geben ist seliger denn nehmen, aber um die Weihnachtszeit finden sich schon Leute genug, die sich mit der bescheideneren Rolle begnügen.

* * *

Die Leute erzählen von anderen immer nur die Hälfte oder das Doppelte — je nachdem es Gutes oder Schlechtes betrifft.

Chinesen Tschau-tschau.

Was ist Chinesen-Tschau-tschau? Ein Chinesen-Tschau-tschau ist eine chinesische Mahlzeit, bestehend aus etwa einem Dutzend Gängen, bei deren Nennung dem chinesischen Gourmand das Wasser im Munde zusammen-, dem Europäer meist eine Gänsehaut über den Rücken läuft. Denn für unseren Geschmack sind diese Leckerbissen nicht berechnet. Ihre Zubereitung ist eine derartige, daß wir all diese Herrlichkeiten der bezopften Kochkünstler nur mit Widerwillen herunterwürgen können — wenn es uns überhaupt möglich ist.

Ich hatte während meiner kurzen Anwesenheit in Peking das Glück, durch einen meiner Bekannten eine Einladung von einem hohen Mandarinen zu einem Tschau-tschau zu erhalten.

Die Manie der Söhne des himmlischen Reiches, bei Unterhaltungen, Anreden und Briefen alles, was auf ihre eigene Person Bezug hat, herabzusetzen, dafür aber den Angeredeten mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu bedenken, zeigte sich schon bei der Einladung: auf einem großen rothen Papierstreifen — die rothe Farbe des Briefes bedeutet eine große Höflichkeit gegen den Empfänger —, den mir ein Gem pan de, das heißt Diener, überbrachte, stand in großen chinesischen Lettern zu lesen:

„Am 3. Tage des 7. Monats des 31. Jahres Kuangsü wird in meiner niederen Hütte ein bescheidenes Fest das Licht Deiner erhabenen Gunst erwarten."

Die Zeit, zu welcher man „die niedere Hütte" des Gastgebers betreten darf, wird dem Eingeladenen am Tage des Festes selbst einige Zeit vor Beginn durch einen Boten mitgetheilt. Da der Mandarin wußte, daß ich keine eigene standesgemäße Fahrgelegenheit zur Verfügung hatte, stand gleichzeitig mit dem Boten auch ein chinesischer Karren vor meiner Thür, dazu ein Rosselenker und vier berittene Begleiter in malerischer Tracht mit blutrothen, herabhängenden Haarbüschen auf ihren Hüten. Je wohlhabender und angesehener — diese beiden Begriffe decken sich in China — der Chinese ist, mit desto größerer Begleitung tritt er in der Oeffentlichkeit auf.

Ich dankte meinem Himmel, als ich diesem viereckigen, auf eine Achse mit zwei Rädern gesetzten Marterkasten entstiegen war, ohne mir das Haupterforderniß für das Verständniß der meiner harrenden lukullischen Genüsse, meine Zunge, abgebissen zu haben.

Mit unglaublich zahlreichen Bücklingen wurde ich am Eingange des Yamens empfangen. Bücklingemachenderweise ging es bis in das Innere des großen Häuserkomplexes, wo auf einer sehr schönen Veranda, mit dem Blick auf die herrlichen Lotosteiche, der Tisch „gedeckt" war, wenn auch nicht in unserem Sinne. Tischdecke und Serviette gibt es nicht. Auf einem sehr schönen polirten Mahagonitische stand vor jedem Gaste ein kleines, rundes Porzellanschälchen, daneben lagen die berüchtigten Stäbchen aus Ebenholz, an beiden Enden mit Silber beschlagen. Viereckig geschnittene Stückchen weißes Papier sollten nicht etwa die Mundtücher ersetzen, sondern dienten zum Reinigen der Stäbe, welche während der ganzen Mahlzeit nicht gewechselt wurden. Eine kleine Tasse aus Porzellan mit wundervoller chinesischer Malerei und ein Löffel zum Auflegen der Speisen — man legt sich selbst aus der mitten auf den Tisch gesetzten Schüsseln auf — für jeden Theilnehmer vervollständigten das Tafelgeräth. Der ganze Tisch war mit Blumen dicht bestreut.

Wunderbarerweise war für zwölf Personen gedeckt, während nur sechs männliche Wesen einschließlich des Wirthes die Tafelrunde bilden sollten. In China darf man sich über nichts wundern, also auch nicht über die Sitte, daß die weiblichen Mitglieder des Hauses bei Festlichkeiten nicht zugeen sind — es würde schon gegen die gute Sitte verstoßen, wollte man sich nur nach ihrem Befinden erkundigen —, dafür aber kleine, schlitzäugige, mit einer wunderbaren Frisur versehene Damen aus der Demimonde zur Tafel gezogen werden, um dem Gaste während der langen Dauer des Mahles die Zeit zu vertreiben.

Als wir uns setzen sollten, begann wiederum eine lange Serie von Bücklingen. Es dauerte einige Minuten, bis alles Platz genommen hatte. Ich als Fremder erhielt den Ehrenplatz an der linken Seite des Hausherrn. Zu meiner Linken saß die schönste der kleinen Schönen, nach europäischem Geschmack unglaublich geschmacklos geschminkt. Meine Unterhaltung mit der Holden bestand in der Hauptsache darin, daß sie mich verschiedentlich — ankicherte. Ihre sonstigen in chinesischem Kauderwelsch gemachten Annäherungsversche mußte ich immer mit den Worten: Bu ming pai — ich verstehe nicht — zurückweisen.

Endlich waren wir also zu Stuhle gekommen, und der Schmaus konnte seinen Anfang nehmen.

Als erste Delikatesse figurirten auf der Riesenspeisekarte Haifischflossen, von denen ich schon so vieles gehört, daß ich ordentlich neugierig auf sie war. Ding chao dschi — schmeckt wunderbar schön — blinzelte mein Gastgeber mir mit einem Schnalzen seiner verwöhnten Zunge zu. Aber o weh! Groß war meine Enttäuschung! Ein längliches, knorpliges Etwas schwamm in einer nach Rizinusöl und Knoblauch duftenden und schmeckenden Tunke, so daß ich im geheimen meinem Schöpfer dankte, an Stelle von Messer und Gabel die Stäbchen hantiren zu müssen, die mir nicht gestatteten, schnell zu essen, da ich mir über die zweckmäßigste Art ihrer Verwendung vorläufig noch vollständig im Unklaren war. Trotz der liebenswürdigsten Unterweisung durch meinen Wirth bin ich auch den ganzen Abend mit den Dingerchen nicht recht fertig geworden.

Je schlechter mir die Leckerbissen mundeten, desto mehr schienen die Chinesen Geschmack an ihm zu finden. Mit hastiger Emsigkeit setzten sie die kleinen Schälchen an den Mund und schoben sich mit den Stäbchen das Essen in ihn hinein, derartig, daß man vor Schlürfen und Schlucken sein eigen Wort kaum verstehen konnte. Schon nach dem ersten Gange that alles seine Befriedigung in landesüblicher Weise kund. Wenn ich wahrheitsgetreu berichten will, darf ich dieses Hauptcharakteristikum einer Chinesenmahlzeit nicht unerwähnt lassen — alles „rülpste" nach Herzenslust. Wollte ich nicht unhöflich erscheinen, mußte ich wohl oder übel mitmachen.

Auf den ersten Gang folgte eine ganze Reihe von Geflügel. Alles kommt in kleine Stücke zerlegt auf den Tisch, und alles schmeckt nach Knoblauch und Rizinusöl. Das einzige, was entfernt, aber auch nur ganz entfernt an europäische Küche erinnert, waren Rühreier mit gebratenem Schinken. Eine Reihe von Fischgerichten schloß sich an, um abgelöst zu werden von einer schwärzlichen, gallertartigen Masse, in welcher dunkelrothe Eidotter schwammen; es waren dieses etwa 40 Tage alte Eier, welche auf ganz besondere Weise präparirt waren. Trotz alles Zuredens und selbst auf die Gefahr hin, bei den Söhnen des himmlischen Reiches als unhöflicher Barbar verschrien zu werden, verzichtete ich auf dieses stark nach Schwefelwasserstoffgas duftende Gericht. Andernfalls wäre wohl ein Unglück geschehen. Mein bereits sowieso ob der heute an ihn gestellten Zumuthungen revoltirender Magen verrieth mir dieses klar und deutlich.

Wie bei den Chinesen so viel den europäischen Sitten entgegengesetzt ist, so ist es auch mit der Reihenfolge der Speisen der Fall. Den Beschluß machte eine Bird's Nest Soup, die, wie alles andere, in einer für meinen Geschmack fast ungenießbaren Art und Weise zubereitet war.

A. von Ahrenhorst.

Der Hase als Heilmittel.

Freund Lampe war einst die reine wandelnde vierbeinige Apotheke. Gab es doch fast nichts an ihm, das nicht irgend wann und wie medizinische Verwendung fand, dem man nicht irgend eine heilkräftige Wirkung zugeschreiben hätte, besonders im 16. und 17. Jahrhundert, der Zeit des wissenschaftlichen Aberglaubens. Litt Jemand an Podagra, so wusch man ihm die Füße mit „Hasenbouillon", mit Brühe also, die von seinem Fleisch gekocht war, oder man zerstieß oder zerrieb die Hasenlunge und verwendete sie als Heilmittel gegen erfrorene Füße und sonstige Fuß- oder Augenleiden. Auch frische Hasengalle mit Honig wurde in derartigen Fällen gern benutzt, oder in das Ohr gestrichen, um Taubheit zu kuriren, oder — befeuchtet mit Branntwein — als Schlafmittel auf die Schläfen gestrichen, während man mit Hasenhirn den kleinen Kindern das Zahnfleisch bestrich, um ihnen das Zahnen zu erleichtern.

Für ebenfalls von guter Wirkung galt das Blut des Hasen, nur daß der wissenschaftliche Aberglauben von ehedem das rothe Blut eines im Laufen erschossenen Hasen als wirksame Arznei gegen Rothlauf, gegen die Rose, aber das Bedecken des kranken Körpertheils mit einem rothen Leinwandtüchlein anrieth, das heißt: „Einem leinenen Tuche, getränkt mit dem Blute des Maihasen". — Noch 1652 kam es deshalb vor, daß in Apotheken Tüchlein mit Hasenblut verqbreicht wurden. Vor allem aber sind es die Haare des vielseitigen Freundes Lampe gewesen, die besonders oft und gern Verwendung fanden. Bei Nasenbluten, zusammengedreht in die Nase gesteckt, zu Asche verbrannt, gegen erfrorene Füße, wurden sie mit Vorliebe angewendet. Doch auch alle anderen Theile und Theilchen dieses so hochgeschätzten vierbeinigen Naturarztes der Vergangenheit gelangten zur Beachtung und zu mehr oder minder großer Würdigung. So wurde z. B. die innere Haut der „Löffel", der Hasenohren, — frisch, und mit Milch befeuchtet — auf kranke Augen gelegt, das ganze Ohr aber, zu Asche verbrannt, und zum Stillen von Blutungen verwendet. Als blutstillendes Mittel diente ferner der zu Asche verbrannte Hasenschädel, oder — mit Fenchelsamen vermischt — als Zahnpulver.

Weihnachten ist schon darum das schönste Fest — weil alles auf einen grünen Zweig kommt.

* * *

„Um eine Sängerin zu werden", sagte Professor Schreihals zu einer seiner Schülerinnen, „müssen Sie vor allem viel Geduld haben." „Die Nachbarn auch", meinte bissig eine Freundin, welche der Unterhaltung lauschte.

* * *

Mahnung an den Sultan: Spiel nicht mit Ultimatum, denn es könnte geladen sein!